

Raymond.

Roman von André Theuriet.

[Nachdruck verboten.]

(Fortsetzung.)

Herr La Tremblaine unterdrückte einen Seufzer. „Weißt Du, Klothilde, ich fürchte, daß er weniger unternehmend als um Raymond kommt.“

„Warum auch nicht?“ erwiderte Frau Klothilde La Tremblaine mit schmeichelnder Stimme. „Herr von Prefontaine ist nicht zu verachten. Er hat einen guten Namen, und wenn er auch ohne Vermögen ist, so hat er doch schon eine gewisse Stellung im Canton. . . . Du hast doch auch Interesse dabei, einen Schwiegerohn zu haben, der Dir behilflich sein kann, Verbindungen im Lande anzuknüpfen.“

„Ja, aber Raymond?“ . . . „Sie wäre wahrlich zu beklagen, wenn sie einen Mann nehmen müßte, der sie anbeten wird!“

„Glaubst Du denn, daß sie Herrn von Prefontaine gern haben wird?“

„Ich glaube, daß sie gern gerathen wird. . . . Trotz ihrer Unwissenheit weiß sie doch, daß sie keine große Auswahl an Bewerbern hat.“

III.

Herr La Tremblaine stieß einen Seufzer aus, und eine ungenüßliche Stille entstand zwischen den Beiden, welche durch den Kuckhals eines Pferdes unter den Linden unterbrochen wurde.

„Da ist sie gerade“, sagte Frau Klothilde, an das Fenster tretend.

Einige Augenblicke spätere ging die Thür auf, und das junge Mädchen aus der „Combe-aux-Fontaines“ trat ein. Sie war noch ganz erhitzt von dem Kitz und eilte auf ihren Vater zu, um auf die Stirn zu klopfen.

„Hast Du einen schönen Spazierritt gemacht?“ fragte Herr La Tremblaine, wobei sich sein sinnendes Gesicht mit einem Lächeln verklärte.

„Einen prächtigen! Es ist mir ein Abenteuer à la Don Quixoto begegnet, welches ich Dir erzählen muß.“

„Während Du brauchst herumerreist“, sagte Frau Klothilde, „hast Du den Besuch des Herrn von Prefontaine verfehlt.“

„Ich weiß wohl“, meinte Raymond, das Gesicht schallhaft verziehend, „ich habe aus der Entfernung den Knarrit mit dem Zuckerkümpchen mit angesehen, es hat mich tödtlich amüßigt.“

„Er bedauerte sehr, Dich nicht getroffen zu haben.“

„Darum that er Unrecht, ich war in einer qualmigen Laune und würde ihn nicht verkannt haben.“

„Er wird indessen morgen wiederkommen“, fuhr Frau La Tremblaine fort, „er wird mit uns zu Mittag essen, und ich hoffe, daß Du Deine Redereien dann unterdrücken wirst.“

Raymond wandte den Kopf und blinnte ihre Mutter mit einem mißtrauischen, beinahe kampfslustigen Ausdruck an. „Ich habe nicht die Gabe, anders zu sprechen als ich denke“, sagte sie rüdwärts, „wenn ich Herrn Osmin von Prefontaine sehe, fallen mir tausend drohliche Gedanken ein. . . . Ich kann nicht dafür.“

„Und ich, mein Fräulein“, rief Frau Klothilde zornig aus, „muß bitten, daß Du einen jungen Mann, der Dich ernstlich beachtet, mit mehr Rücksicht bedenkst! Ich lasse Dich allein mit dem Vater, er wird Dir schon mehr sagen.“

„Sie verließ langsam das Zimmer, während Raymond ihr mit großen Augen nachstarrte.“

„Was bedeutet dies alles?“ murmelte das junge Mädchen, während sie sich auf ihres Vaters Schooß setzte und seinen Hals umfaßte.

„Die Mutter hat Recht“, sagte nun Herr La Tremblaine

verlegen. „Herr von Prefontaine ist ein Ehrenmann, dem Du mit etwas mehr Rücksicht begegnen solltest.“ Dann schien er einen Augenblick nachzudenken, während das Mädchen es sich auf seinen Knien bequem machte. Endlich fing er wieder an. „Raymond“, sagte er, „erinnert Dir Dich noch Deines letzten Pensionatsjahres?“

„Ja, gewiß, ich muß noch gähnen, wenn ich daran zurückdenke.“

„Und erinnerst Du Dich noch jenes Tages, da ich im Sprechzimmer zu Dir kam und Du gerade Klavier spieltest? Du wandtest mir den Rücken zu und sahst mich nicht eintreten: auf ein Mal liegst Du wie müde die Hände auf die Tasten sinken — ich sehe es noch — und riefst heutzutage aus: „O Gott, gib mir doch einen Mann, nur irgend einen Mann!“

„Das mag wohl sein, ich langweilte mich zum Sterben.“

„Und jetzt langweilst Du Dich nicht mehr?“

„Nicht, wenn ich bei Dir bin!“ sagte das Mädchen und küßte ihren Vater auf die Stirn; „aber von Zeit zu Zeit, wenn ich zu lange mit mir selbst allein bin, bekomme ich Anwandlungen von Langeweile.“

„Und wenn ich nun einen Mann für Dich wüßte?“

Sie machte sich schnell aus den sie umfassenden Armen los und sprang mit einem Satz in die Höhe. „Du meinst Herrn von Prefontaine“, sagte sie, ihren Vater scharf anblickend und mit dem Finger drohend.

„Nun ja“, entgegnete Herr La Tremblaine ein wenig erröthend, die Mutter und ich sprachen vorher davon. Um es gerade herauszusagen — er wäre eine sehr passende Partie für Dich. . . . Natürlich muß er Dir gefallen, Kind!“

Sie suchte mit den Achseln wie ein eigenartiges Kind, wandte ihren Vater den Rücken und stellte sich vor's Fenster, mit den Fingern auf die Scheiben trommelnd.

„Prefontaine“, fuhr Herr La Tremblaine schüchtern fort, „ist kein schöner Mensch, aber er ist gesund und wohlgebildet.“

„Ja wohl“, unterbrach ihn Raymond, indem sie wüthend weiter trommelte, „sechs Fuß, ein wahrer Riese!“

„Er ist von sehr guter Familie, seine Vorfahren —“

„Haben die Kreuzzüge mitgemacht, ich weiß schon!“

„Er hat sich während des Krieges tapfer betragen, hat einen ehrenhaften Charakter, ein gutes Herz, und er liebt Dich. . . .“

„Einfältig genug, das muß wohl sein, aber wenn ich mit ihm verheiratet wäre, würde ich ihn immer sehen, wie er mit einem Zuckerkümpchen seinen scheckigen Pferde voranschreitet.“

„Wie kamst Du Dich nur bei solchen Kindereien aufhalten!“ rief nun der ungeduldig werdende Vater. „Man möchte wirklich meinen, daß Du in diesem verlorenen Winkel die große Auswahl hast!“

„Es ist wohl hier das einzige Land, wo geheiratet wird.“

„Wir wohnen nur einmal hier. . . . Und dann“, fuhr Herr La Tremblaine fort und seine Stimme klang melancholisch, „gibt es auch noch andere Gründe, welche Deine Wahl bestimmen dürften.“

Sie wandte sich ihm rasch wieder zu. „Welche Gründe?“

„Du wirst sie später erfahren.“

„Nun gut, warum wir bis dahin!“

„Ja, aber ich, Du böses Kind, ließe Dich ungern allein mit der Mutter zurück, und. . . ich könnte sterben.“

„O! . . . Das Mädchen betrachtete mit Schrecken das bleiche, kränklige Aussehen ihres Vaters, und für einen Augenblick entstand eine tiefe Stille zwischen beiden. Durch das offene Fenster erklang das rhythmisch wiederkehrende Geräusch der Sichel auf dem Felde, sowie entferntes Hundgebell im Dorfe; durch die Linden der Allee hörte man Vienen jammern. Raymond lehnte mit leisen

Schritten zu ihrem Vater zurück, kniete vor ihm hin und erhob ihr Haupt zu dem heiligen, indem sie ihm dabei fest in die Augen schaute. „Vater“, sagte sie leise, „wirdst Du diese Heirath sehr, sehr gern sehen?“

„Sie würde mich über Deine Zukunft beruhigen und würde uns zu gleicher Zeit fetteren Glück in diesem Lande lassen lassen, wo man uns jetzt noch zu sehr als Zugvögel ansieht. Es wäre gleich erwünscht für uns alle.“

„Bist Du, Kind, denn. . . wenn Du es wünschst, aber nur weil Du es wünschst, will ich versuchen, mich an den Gedanken zu gewöhnen; aber Du mußt mich nicht drängen, nicht wahr? . . . Und auch er und die Mutter müssen mir Zeit lassen, mich allmählich in den Gedanken zu finden.“

„Mein liebes Kind!“ sagte er, ihre Hände ergreifend, „armes Kind!“

Raymond fühlte deren heißen Tropfen auf ihrer Stirn; sie fiel ihrem Vater um den Hals, umarmte ihn mit leidenschaftlichem Ungetüm und ging, ohne ein Wort hinzuzufügen, hinaus. Sie stürzte auf ihr Zimmer, dessen Fenster auf den Wald sahen, setzte sich auf das Bett, schloß die Augen und begab sich in einen tiefen Schlaf.

Sie hatte schon oft darüber nachgedacht seit den letzten zwei Jahren, in Paris und auf dem Lande, und in den verschiedenen Pensionen, wohin das eigenthümliche Nomadenleben ihrer Eltern sie geführt hatte, aber das phantastische Ideal, welches ihren Augen vorkam, blieb leider wenig dem tolosollen Osmin von Prefontaine. Dieses Ideal war wie ein Komagel mit allen verführerischen Eigenschaften ausgestattet und voll bezaubernder Anmuth.

Später, als sie im Frühling mit den Eltern nach Wien zog und dort auf ihrem Pferdchen die Wälder durchstreifte, hatte ihr das Bild des idealen Gelehrten öfter vorgekreucht, während sie durch den Hochwald jagte. Sie glaubte ihm manchmal in der Tiefe der Schlingeln, wo Tünelgenarmel hervorbrang, zu erblicken, oder es kam ihr vor, als müßte er plötzlich, wie der Feinz im Märchen, bei einer Wendung des Weges ihr entgegenreten. Nun hiess es allen Träumereien Lebenswohl lagen und den Ritt in's romantische Land aufgeben, um ganz prosaisch dem weltlichen Verlobten entgegenzugehen, den der Zufall ihr bescherte. Dieser hatte leider nichts von einem körperlosen Geiste, es war ein Liebhaber von Fleisch und Wein — und welches trügliche Fleisch, welcher massive Knochenbau!

Ein handfester Landbesitzer, der seine Zeit damit verbrachte, sechs Monate des Jahres zu jagen und die anderen sechs mit Angeln oder beim Spiel todzuschlagen. Raymond sprang von ihrem Sitze auf und stand mit einem Satze vor einem langen, ovalen Spiegel mit trübe gewordenen goldenen Rahmen. Auf dem Untertheil des Spiegels war ein Stirt mit behänderter Fackel abgemalt, der zu Füßen einer Hirtin, welche ihm mit schmachsender Miene zuhörte, die Schälmei lieh. Raymond erblickte ihre Gestalt in dem dunklen Grunde des Spiegels, ihre schlank Taille anmuthig durch das Netzfleisch hervorgehoben, ihren weichen, biglamen Hals, das siederliche Oval ihres Antlitzes, ihren Rindermund mit den frischen, rothen Lippen, ihre großen, braunen Augen, endlich den Seidenglanz ihres süppigen Haars mit seinen warmen Reflexen. Sie konnte keine heuchlerische Bescheidenheit und fand sich einfach schön. Und zu denken, daß diese siegreiche Schönheit bestimmt sein könnte, in dem langweiligen Taubenschlag von Lamargelle, den es Herrn von Prefontaine gefallen ein Schloß zu nennen, für immer eingemauert zu werden!

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mittheilungen.

\* Ueber die seltenere Treue eines Dieners wird aus Wien berichtet: Durch nahezu vier Decennien war der sähigste Franz Stand bei einem Fabrikanten in Wien als Geschäftsgänger bedient und wurde ob seiner vortrefflichen Eigenschaften sowohl von seinem Chef als auch besten Angehörigen mehr als ein Familienmitglied denn als ein Diener betrachtet. Stand, der ein antwärtiges Einkommen befaß und bis zu seinem Ableben Junggeselle geblieben war, da nach seine r oft ausgeprochenen Anhängen, „Frauen a Seidengeld kosten“, lebte außerordentlich ökonomisch, und man wußte, daß er sich ein hübsches Stämmchen erwarbe. Als er nun aus dem Leben schied und zur beherdlichen Aufnahme seines Nachlasses geschritten wurde, fanden sich in einer Kastenlade wohlverwahrt nahezu an achttaugend Gulden in Rentenobligationen, Handelsbrieten und Privatnoten, sowie ein Testament vor, welches ganz kurz lautete: „Mein letzter Will!“ Demnach sollte ich seine Güter, da mir von meinem Herrn und seiner Familie stets die beste Behandlung zu Theil wurde und das, was ich hinterlasse, nur durch deren Güte mir erparten konnte, so sage ich ihnen Dank für Alles mir seit dem Jahre 1846 ererbte Güte und lege zu meinen alleinigen Erben die fünf Kinder meines Chefs ein. Mögen sie alle recht lange und glücklich leben und mir ein freundliches Andenken bewahren.“

\* Wohnungen im Mittelalter. Das Mittelalter stellen wir uns gewöhnlich als die gute alte Zeit vor, in der die Luft noch frei war, in der man noch nicht ängstlich darauf bedacht sein mußte, den kostbaren Raum so sehr wie möglich auszunutzen. Freilich, in manche trübe Burg kam aus dem Gegenlicht überzogen. Hier leben dort zwischen Wohnungen für die „Verächtlichen“ so eng, wie sie heute kein menschenfreundlicher Fabrikbesitzer seinen Arbeitern zumuthen würde. Auch in den Städten war es keineswegs so, wie man es sich zumellen denkt, daß ein Jeder das von Kräfte Zeiten ererbte Haus bewohnte. Zur Notiz, z. B. hat Professor Paalke ausgedrückt, daß im 16. Jahrhundert (also nicht lange nach Schluß des Mittelalters) von 3253 Haushaltungen nicht weniger als 1676 d. i. 51% pCt.) zu Miethe wohnten. Also schon damals befaßen die meisten Haushalte kein eigenes Haus mehr.

Auch sind es keineswegs bloß kleine Wohnungen, die vermietet werden; es sind ganze große Giebelhäuser darunter. Welche bis zu 100 Gulden wachen gekostet. Welche geringe Anleihe rung man an sein Heim zu stellen gewohnt war, zeigen namentlich die Studentenwohnungen. Die meisten wohnen im Hofe oder in „Sinterbüden“. Jede ist die Bezeichnung für ein kleines, hüftmäßiges Häuschen; noch heute nennt der deutsche Student seine Wohnung „Wohnung“. In einer solchen „Wohnung“ mit drei kleinen Zimmern wohnen sechs Studenten, wofür jeder 3 Gulden Wache jährlich zu zahlen hatte. Auch an ganzen Mietsthaltern kann es nicht geblieben haben. Ein Wirth hat vier, ein anderer sieben Studenten, bei sich in Kost. Auch dürfen wir uns die Häuser nicht ohne mit weichen Säulen und Döfen ausgestattet denken. Waache hat hieran eine einzelne Straße Notiz, die Große Mandlstraße, ausgeführt. Dieselbe hat heute 32 Wohnhäuser, damals mußten 45 (oder mehr) in ihr Platz finden. Für Gartenanlagen muß also damals weniger Raum gewesen sein, als heute. Erinnert man sich an die Beschaffenheit, wie sie hier uns in Berlin noch bis vor wenigen Jahrzehnten bezaubert haben, so weiß man auch so fort, wodurch die Bewohner einer mittelalterlichen Stadt so eingengt wurden: es war ihre Stadtbauer.

(Eine Klage wegen eines Portraits.) Vor dem Gericht der Seine ist der Maler Dupuis, der auf dem diesjährigen Salon ein Portrait, unter der Bezeichnung „unberührende Grazie“ ausgeführt hat, von dem Journalisten Thery verklagt worden. Derselbe behauptet, das Bild stelle seine Frau vor, und verlangt die Auslieferung desselben gegen 500 Francs. Dupuis betreibt, ein Portrait gemacht zu haben, und behauptet, er habe sich nur von den Zügen der Dame „inspiriren lassen“. Man ist auf die richterliche Entscheidung neugierig.

\* Die Vettelstudent-Acte. „Ach, ich hab' sie ja nur auf die Schulter gefaßt“, wurde dieser Tage in Kammer von einem zehnjährigen Sarcenistinnen und Violonchelpeterinnen in fast allen Wirthschaftslokalen ausgebeutet. Ein etwas angeheiterter Jünger Merkurs wollte in einer Wirthschaft dem Lied profanischen Ausdruck geben, indem er der Chantonette, während er das Lied sang, einen Kuß andrängte. Die Künstlerin bestand den Spott aber falsch und antwortete: „Und ich küßte Dir ja nur die Ganttare an den Kopf“, sang's und küßte dem

Kußbedürftigen zum allgemeinen Gaudium den Vortast an den blenden Vordast, daß die Saiten sprangen. Der Jüngling sang und sang nicht mehr.

(Ein Gemüthswechsel.) Kaffeehausgespräch: „Haben Sie denn für Ihre Villa einen Käufer gefunden?“ fragte ein Herr seinen Tischnachbar. — „Nein, leider nicht“, lautete die Antwort, „aber ich lege meine Fuß mehr in das Gebäude. Das Haus ist ein hübsches Stück und mein Herz hat mir versprochen, darin zu wohnen. . . . ich habe meine Schwiegermutter veranlaßt, im Sommer hinzuziehen — nur damit es nicht leer steht.“

(Zeitige ege!) In der Schule fragt der Naturlehrer seine Schüler: „Wer von Euch weiß, wo man den Schwanzhaß finden kann?“ — (Unisono): „Wälferslöch!“ — „Im Moch!“ — „Bäckerlöch!“ — „Im Brod!“ — „Bäckermüllerslöch!“ — „Im Papier!“ — „Weggerslöch!“ — „In den Leberwürsten!“ — „Wäferslöch!“ — „In der Leinwand!“ — „Gombitslöch!“ — „In der Photoslode!“ — „In Krämerslöch!“ — „Im Pfeffer!“ — „Schwägerslöch!“ — „Im Käse!“ — „Zuckerbäderslöch!“ — „Im Zucker!“ — „Zehrer!“ — „Brod, brod!“

\* Die mörderischen Frauen! Schemen sich jetzt in allen Variationen auszubilden zu wollen. Ein Begium dieser Woche hat in Sevilla eine Frau eine andere mit zwei Revolverkugeln getödtet. Das Motiv der That war Eifersucht; die Mörderin hatte ihr Opfer im Verdacht gehabt, Beziehungen zu ihrem Namen unterhalten zu haben.

\* Neue Opern! Karl Hencke komponirt eine fomißige Oper nach einer Novelle von Viehl, welche den Titel „Dud am Hofe“ führen wird. Auch von Victor Emil Pfeiler, dem Komponisten des „Prometeus von Szigingen“, ist für den kommenden Winter eine neue Oper (Dichtung von H. Vunze) zu erwarten. Desgleichen sind die Herren Karl Gramann und Max Erdmannsdörfer mit der Komposition dramatischer Werke beschäftigt.

\* Kaffeeh. Derselbe wird hier und da als Dünge mittel gebraucht, doch immer in sehr verkleinertem Maße. Und doch verdient er seines hohen Stickstoffgehaltes wegen eine recht ausgebehnte Verwendung. Neben einer düngen Kraft hat er außerdem noch den Vorzug, daß er den Boden locker macht, das Unkraut verdrängt und sich gegen Erdfröhe und Blattläuse wirksam erweist.

